

NELLY ARNOLD | Erst die Ehe, dann das Vergnügen

### *Zum Buch*

Exmänner und Kompromisse sind keine Option. Frei nach diesem Grundsatz hat Layla ihr Leben strukturiert und ihren Sohn allein aufgezogen. Ausgerechnet als sie einen gut aussehenden Arzt kennenlernt, taucht Exmann René nach zwanzig Jahren wieder in ihrem Leben auf. War er immer schon so charmant, oder waren sie beide damals nur zu jung? Und warum verhält sich ihr bester Freund Moritz, der immer ihre Zuflucht in stürmischen Zeiten war, plötzlich so merkwürdig? Die Antworten auf diese Fragen geben Laylas Leben eine völlig neue Wendung ...

### *Zur Autorin*

Nelly Arnold wurde 1966 geboren und lebt und arbeitet als freie Autorin in München. Unter anderem Namen hat sie bereits mehrere Kinder- und Jugendbücher sowie Krimis veröffentlicht. *Erst die Ehe, dann das Vergnügen* ist ihr dritter Roman im Diana Verlag.

NELLY ARNOLD

# Erst die Ehe, dann das Vergnügen

Roman

**Diana** Verlag



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 09/2015

Copyright © 2015 by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion | Uta Rupprecht

Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München

Umschlagmotiv | © Max Oppenheim/GettyImages;

shutterstock/smilewithjul

Satz | Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pöbneck

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 978-3-453-35868-3

[www.diana-verlag.de](http://www.diana-verlag.de)

*Für Milan*



# I

Schlafrunken schwankte ich in Richtung Küche. Als ich gerade durch die offene Tür gehen wollte, erstarrte ich. Stand da ein tätowierter Knastbruder vor meinem Kühlschrank? Ich blinzelte ein paarmal ungläubig, dann riss ich die Augen auf, um mir Gewissheit zu verschaffen. Träumte ich noch? Aber ich kam leider zu dem Schluss, dass dies kein Traum war. Mit seinem tätowierten Arm schob er die Kühlschranktür wieder zu, in der anderen Hand hielt er eine Flasche Orangensaft, die noch halb voll war. Offenbar hatte er in diesem Moment meine Anwesenheit registriert, denn plötzlich blickte mich ein grau-grünes Augenpaar an. Erst da erkannte ich, dass es kein Mann, sondern eine junge Frau war. Sie war riesig, breit-schultrig und sehr muskulös. Keine Frage, dass sie viele Stunden pro Woche mit Krafttraining verbrachte. Bei genauerer Betrachtung hatte sie ein hübsches Gesicht. Ihre pechscharzen Haare waren fest zu einem kurzen Pferdeschwanz zusammengebunden.

»Hallo?« Meine Stimme klang krächzend und unsicher.

»Hallo!«, erwiderte sie meinen Gruß äußerst selbstbewusst und nahm einen kräftigen Schluck aus meiner Orangensaftflasche. Ihr kam diese Situation offenbar in keiner Weise ungewöhnlich vor. Nachdem sie getrunken hatte, schaute sie mir wieder in die Augen.

»Äh ... Sie sind wohl eine Freundin von Dominik?«

Sie stellte die Flasche auf die Anrichte und runzelte die Stirn. Den Orangensaft würde ich später wegschütten müssen. Aber das war wohl gerade mein geringstes Problem. »Wem?«, fragte sie zerstreut.

»Von Dominik. Meinem Sohn. Sind Sie eine Freundin von ihm?« Verdammt, ich brauchte am Morgen meinen Kaffee und meine Ruhe, ich wollte in der Küche meine Zeitung lesen können und noch nicht einmal ans Telefon gehen, wenn es klingelte. Und nun musste ich mich in aller Herrgottsfrüh mit dieser Anna Bolika unterhalten.

»Ach, Dominik.« Sie überlegte kurz, dann meinte sie: »Ja klar, 'ne Freundin.« Dann murmelte sie etwas ironisch: »Was sonst«, und zuckte mit den Schultern.

Großer Gott. Blieb mir denn nichts erspart? Ich hatte gestern bis nachts um halb zwei an einer englischen Thriller-Übersetzung gearbeitet, danach dank der fantasievollen Mordmethoden des Protagonisten nicht einschlafen können, und nun hatte ich die Ehre, Dominiks One-Night-Stand kennenzulernen. Auf einmal fühlte ich mich gar nicht gut.

»Alles okay?«, fragte die junge Frau, und es hörte sich ehrlich besorgt an. »Sie sehen plötzlich so blass aus.«

»Es geht schon, danke.« Mein Blick fiel auf ihren rechten Unterarm. Konnte das wahr sein? »Ist das Paul Breitner, da auf Ihrem Arm?«

»Paul wer?«

Hatte diese Frau mit ihren geschätzten fünfundzwanzig Jahren denn nicht das geringste Allgemeinwissen? »Sie interessieren sich wohl nicht für Fußball?«



»Fußball?«, rief sie abschätzig. »Nee.«

»Aber jeder kennt doch Paul Breitner, ich bitte Sie!«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich kenn den Typen nicht.« Dann betrachtete sie ihre Körpermalerei, als würde sie sie zum ersten Mal sehen. »Das da«, sie deutete mit dem Zeigefinger auf den Paul-Breitner-Kopf, »ist Bob Dylan.«

»Ach was.« Ich sah sie erstaunt an. »Sie mögen Bob Dylan?«

»Ob ich ihn mag? Ich *mag* ihn nicht nur, ich *liebe* ihn.«

»Tatsächlich?«

»Wieso sind Sie'n da so überrascht?«

»Also, pff, keine Ahnung. Bei Ihnen hätte ich eher auf Speed Metal getippt als auf Folk-Rock.« Als ich ihren unerfreuten Blick sah, setzte ich schnell hinzu: »Aber man kann sich ja in Menschen täuschen, gell?« Ich befürchtete schon, sie könnte zum Schlag ausholen und mich wie in einem dieser alten Bud-Spencer-Filme durch die halbe Wohnung schmettern.

»Ach echt?« Sie griff wieder zur Flasche und trank von meinem Orangensaft. Ihre Halsschlagader pulsierte. Fasziniert betrachtete ich sie. Solche Armmuskeln hatte ich bei einer Frau noch nie in natura gesehen. Nur im Fernsehen, wenn sich die Bodybuilder, mit Goldfarbe eingerieben, in Position brachten.

»Ich finde, dass *Like a Rolling Stone* das schönste Lied von Bob Dylan ist«, hörte ich mich plappern.

Sie leckte sich die Überreste des Safts von den Lippen. »Mein Lieblingssong ist *Blowin' in the Wind*. Na ja ...« Sie machte eine nachdenkliche Pause. »Eigentlich *Knockin' on Heaven's Door*, aber der ist schon so oft gecouvert worden.«

Ich nickte. »Die Version von Randy Crawford mag ich am liebsten.«

Sie schloss für einen Augenblick die Augen und schüttelte den Kopf. »Auf keinen Fall. Guns N' Roses bringen's natürlich am besten.«

Ich wagte nicht zu widersprechen.

»Guten Morgen«, hörte ich plötzlich hinter mir Dominiks Stimme. »Ich würde sagen, das ist jetzt ziemlich peinlich.«

»Ach ja?«, meinte ich und drehte mich zu ihm um.

Dominik stand etwas unbeholfen da. Mit seiner Körpergröße von eins achtzig war er mindestens zehn Zentimeter kleiner als seine ... Freundin. »Wieso bist du um acht überhaupt schon wach? Du stehst doch sonst nie vor neun auf.«

»Entschuldigung«, meinte ich sarkastisch, »ich wusste ja nicht, dass das Betreten der Küche vor neun Uhr für mich tabu ist.«

»Übrigens«, unterbrach Dominiks Besucherin unseren Schlagabtausch, »ich bin Tanja.« Sie streckte mir den Arm entgegen.

Ich gab ihr die Hand, und sie drückte zu wie ein Kerl. Wo hatten sich Dominik und Tanja nur kennengelernt? Ich war stolz auf meinen Sohn, er hatte sein Leben im Griff und für seine vierundzwanzig Jahre war er ziemlich verantwortungsbewusst. Nach seinem Medien- und Kommunikationsmanagement-Studium arbeitete er nun in einer großen PR-Agentur. Was ich allerdings von seinem Mädchengeschmack halten sollte, wusste ich nicht so recht. Er schien zu Extremen zu tendieren. Entweder sahen sie aus

wie Groupies von Trash-Punkbands oder sie trugen weiße Rüschenblusen, an denen nur noch die ovale Brosche fehlte. Ich hoffte, dass sich das Ganze irgendwann normalisierte und er ein vernünftiges Mädchen mit nach Hause brachte. Natürlich hatte er noch genügend Zeit, sich zu binden. Schließlich sollte er nicht den gleichen Fehler begehen wie sein Vater und ich.

Während mir Tanja noch die Hand schüttelte, stellte ich mich ebenfalls vor. »Ich bin Layla.«

»Leila?«

»Nein«, sagte ich entschlossen, denn ich hasste es, wenn man meinen Namen mit ei aussprach. »Es spricht sich L-e-j-l-a. Geschrieben wird es mit A und Ypsilon.«

Sie nickte, während sie mich betrachtete. »Hab ich noch nie gehört.«

Als meine Mutter mit mir schwanger war, hatte Eric Clapton seinen Hit *Layla*, er wurde damals ständig im Radio gespielt. In den Neunzigern gab es dann noch mal eine gemächliche Unplugged-Version, die ich weniger mochte. Meine Mutter meinte, sie wollte mir einen Namen geben, den nicht jeder hatte. Nun, das war ihr geglückt, denn ich musste ihn mein Leben lang buchstabieren, obwohl ich meinen Namen für keinen anderen getauscht hätte.

Wir konnten unmöglich weiter hier herumstehen. Jedenfalls brauchte ich jetzt meinen Kaffee und meine Ruhe. Also sagte ich, so unbeschwert wie möglich: »Ich frühstücke unten, im Café Festival.« Ich ging in den Flur, schlüpfte schnell in meine Schuhe und nahm meine Jacke vom Haken. »Bis dann.« Mit einem verkniffenen Lächeln nickte ich in die Küche.

»Tschüss, Layla. War nett, mit dir zu quatschen.«

Diese Tanja schien auf verschrobene Art ganz nett zu sein, trotzdem hoffte ich, sie nie mehr wiederzusehen.

Es war mir unmöglich, mich auf den Artikel zu konzentrieren. Nachdem ich beim vierten Lesen immer noch nicht begriffen hatte, worum es ging, legte ich die Zeitung weg. Eigentlich hatte ich Fabia anrufen wollen, aber zum Telefonieren war ich ebenfalls zu unkonzentriert. Fabia und ich hatten uns vor acht Jahren im Seminar *Allein – aber glücklich* kennengelernt und pflegten seitdem eine seltsame Freundschaft. Sie ging nicht aus, daher besuchten wir uns immer nur. Anfangs fand ich das komisch, aber mittlerweile hatte ich mich daran gewöhnt. Das Einzige, was sie gern draußen unternahm, war Skifahren, aber das gehörte leider nicht zu meinen Hobbys, sodass sie entweder alleine oder mit ihrer Schwester und deren Familie zum Skifahren ging. Keine Ahnung, was alle Welt an diesem Sport fand. Es war schon mit René ein Problem gewesen, weil er so ein leidenschaftlicher Skifahrer war und ich der Sache nichts abgewinnen konnte. Und so war er jeden Winter ein- bis zweimal mit seinem Freund Mark gefahren.

Fabia war einzelgängerisch und introvertiert. Aber sie war klug, hatte eine unglaubliche Allgemeinbildung und gab mir dafür, dass sie mit ihren dreiunddreißig Jahren zehn Jahre jünger war als ich, manchmal erstaunlich gute Ratschläge.

Geistesabwesend nippte ich an meinem Kaffee, und meine Gedanken wanderten wieder zu meinem Sohn. Vielleicht hatte die Scheidung bei Dominik doch irgend-

welche Spuren hinterlassen? Hatte seine seltsame Partnerinnenwahl etwas damit zu tun? Vielleicht war es eine Art Verwirrung? Orientierungslosigkeit? Rebellion? Aber Dominik und René hatten immer ein gutes Verhältnis zueinander gehabt. Unser Sohn hatte jedes zweite Wochenende und einen Teil der Ferien bei seinem Vater verbracht. Als René und ich uns scheiden ließen, war Dominik gerade mal drei Jahre alt gewesen, also konnte ihn das doch wirklich nicht so sehr beeinflusst haben. Oder?

Im Grunde war der einzige Mensch, der damals wegen der Scheidung am Boden zerstört gewesen war, ich. Und zwar einzig und allein. Der Rest der Familie schien irgendwie erleichtert zu sein. Und René ... Ja, er war verletzt, wütend, enttäuscht ... Er! Obwohl sich in *seiner* Hosentasche der rosa Zettel fand mit diesem Satz, den ich nie vergessen werde.

Unsere Liebe hatte von Anfang an unter keinem guten Stern gestanden. Wahrlich nicht. Die schlimmste Frage für uns beide war immer: »Wie habt ihr euch denn kennengelernt?«

Das war der absolute Horror. Es hätte sich überaus dämlich angehört, wenn wir gesagt hätten: »Sein Vater hat meine Mutter geheiratet.« Das habe ich einmal getan und seitdem nie wieder. Auf der Geburtstagsparty eines Bekannten von René hatte mir dessen Freundin diese Frage gestellt, und ich hatte diese einfache Antwort gegeben, worauf sie mich verstört ansah: »Du hast deinen Stiefbruder geheiratet?« Unnötig zu erwähnen, dass das Wort *Bruder* etwas von Grund auf Inzestuöses beinhaltet. Tatsache war, dass René nicht einmal Günters leiblicher Sohn war.

Seine erste Frau hatte den Jungen mit in die Ehe gebracht, und Günter hatte ihn dann adoptiert. Nach der Scheidung von ihr heiratete Günter dann meine Mutter. Aber selbst wenn er wirklich der Sohn meines neuen Stiefvaters gewesen wäre, so konnte doch von Verwandtschaft keine Rede sein. Außerdem waren wir volljährig, als wir uns kennenlernten, und nicht miteinander aufgewachsen. Das alles erklärten wir jedes Mal, was zwar um einiges umständlicher war, aber zumindest die Worte *Stief* und *Bruder* umging.

Mein Vater war gestorben, als ich dreizehn war. Schlaganfall mit einundvierzig, aus heiterem Himmel in der Arbeit. Ich konnte mich nicht einmal von ihm verabschieden. Wir hatten weder ein inniges noch ein schlechtes Verhältnis zueinander gehabt. Manchmal war er nett zu mir gewesen, und wir gingen in den Zoo oder Eis essen, aber oft genug wollte er einfach seine Ruhe und fühlte sich von meiner Anwesenheit gestört.

Als uns Günter und meine Mutter einander vorstellten, sahen René und ich uns an, und es passierte. Einfach so. Niemand kann mir erzählen, dass die Liebe auf den ersten Blick ein Mythos sei, der von Hollywood erfunden wurde. Zugegeben, es hat keine vier Jahre gehalten, aber das lag daran, dass wir so jung waren. Als wir uns trafen, war ich achtzehn und René neunzehn. Ein Jahr später heirateten wir und bekamen Dominik. Natürlich haben uns alle für vollkommen übergeschnappt gehalten, aber damals war ich so verliebt in René, dass es sich einfach richtig anfühlte. Eigentlich sollte es verboten sein, noch in der Verliebtheitsphase zu heiraten!

Das Handy klingelte und riss mich aus meinen Gedanken. Es war eine Melodie, die ich nie und nimmer ausgesucht hätte, ein amerikanischer Rap-Song. Steffi, meine Nachbarin und Freundin, hatte einen elfjährigen Sohn, der vor Kurzem gelangweilt an meinem Handy herumgespielt hatte. Wie es aussah, hatte er den Klingelton geändert.

*Yeah, yeah, check it out ... yeah ...*

An den Nebentischen blickten sie zu mir herüber. Ich hörte jemanden auflachen. Sollten sie doch.

Es war meine Mutter. »Hallo, Layla. Ich hab gerade bei euch angerufen, und Dominik sagte, dass du heute in einem Café frühstückst.« Es klang wie eine Frage.

»Ja, stimmt. Ich wollte einfach mal raus.«

»Du wolltest raus?«, fragte sie ohne eine Spur von Verständnis. »Kochst du denn nichts am Sonntag? Dein Sohn braucht doch etwas Anständiges zu essen!« Meine Mutter war zwar eine relativ moderne Frau, hatte aber die Marotte, dass das Essen pünktlich auf dem Tisch zu stehen hatte, insbesondere am Wochenende. Der Esstisch besaß für sie einen hohen Symbolwert. Der Ort, an dem man wichtige Dinge besprach und der für ein geregelteres Familienleben sorgte.

»Heute gibt es eben ein Abendessen.«

»Ach? Na ja ... Du kannst dir sicher denken, warum ich anrufe.«

Ich hatte nicht die leiseste Ahnung. Es entstand eine Pause, weil ich überlegte, ob wir in letzter Zeit über etwas Bestimmtes gesprochen hatten, mit dem der Anruf zusammenhängen konnte.

»Layla?«

»Ja?«

»Überleg doch mal. Wie lange sind Günter und ich verheiratet?«

Das war nicht schwer für mich. Ich musste zu Dominiks Alter einfach nur ein Jahr dazuzählen. »Fünfundzwanzig Jahre?« Dann dämmerte es mir. »Oh! Ihr habt bald Silberhochzeit.«

»Ganz genau.«

»Werdet ihr das feiern?«

»Natürlich feiern wir das!«, gab sie erbost zurück, als hätte ich sie aufs Brutalste beleidigt. »Also nimm dir bitte am ersten Maiwochenende nichts anderes vor, ja?« Das war in drei Wochen. Eigentlich hatte Moritz an diesem Samstag Geburtstag. Aber mein Kumpel Moritz würde es verstehen, wenn ich auf die Silberhochzeit meiner Mutter musste, statt mit ihm seinen Geburtstag zu feiern.

»Wer kommt denn alles?« Ich fragte mich etwas nervös, ob sie René aufzählen würde. Seit der Scheidung hatten wir uns nur zweimal wiedergesehen, an Dominiks Kommunion und an Dominiks Firmung. An Dominiks achtzehntem Geburtstag hatte René die Grippe gehabt. Wenn es etwas zu besprechen gab, wegen der Schule, Ausflügen oder sonstigen Arrangements, so taten wir das hauptsächlich per Mail. Bei weniger wichtigen Angelegenheiten ging es per SMS, und nur wenn es sich nicht umgehen ließ, telefonisch. Dann fragte ich pro forma kurz, wie es ihm gehe, und wechselte schnell zum anstehenden Thema. René versuchte immer, ein wenig Leichtigkeit in die Gespräche zu bringen und ließ hin und wieder einen Scherz oder eine nette Bemerkung einfließen, aber die Wahrheit war, dass ich ihm nicht verzeihen konnte. Sowohl bei der



Kommunion als auch bei der Firmung war er auf mich zugekommen und wollte ein Gespräch mit mir anfangen, aber ich hatte ihn stehen lassen.

»Wir machen das im kleinen Kreis, weißt du. Nur die Familie.«

Genau das war das Problem. Wären einige Freundinnen meiner Mutter oder Günters Freundeskreis anwesend, bestünde Hoffnung auf Normalität. Es war ja nicht so, dass unsere Familie vollkommen und komplett gestört war ... Obwohl, überlegte ich, eigentlich kam es dem schon sehr nahe.

Ich wollte mich nicht gleich nach René erkundigen, hegte aber die Hoffnung, dass er entweder schon etwas anderes vorhatte oder wieder die Grippe oder beruflich verhindert war oder ...

»Tante Erna und Onkel Albert?«

»Ja«, erklärte meine Mutter freudig, »und Sidonie kommt auch!«

Im Gegensatz zu meiner Mutter wurde ich bei dieser Mitteilung nicht von Glücksgefühlen übermannt. Tante Erna, die einzige Schwester meiner Mutter, war eine dominante und neugierige Person, die immer das letzte Wort haben musste. Ihr Mann gab vor, zerstreut und schwerhörig zu sein, nur um seine Ruhe vor ihr zu haben. Jeder wusste das, nur Tante Erna schien es nicht zu merken. Ihre Tochter Sidonie war fünf Jahre jünger als ich und eine Positiv-Radikale, wie sie sich selbst bezeichnete. Vegetarierin und Aktivistin gegen Tierquälerei und Umweltverschmutzung. Sie arbeitete nicht, was man so aber nicht sagen durfte. Nach eigener Aussage verdiente sie zwar kein Geld, leistete aber dafür moralisch wertvolle Arbeit.

»Johannes hat zugesagt ...«

Das war ja klar. Wie konnte sich ein katholischer Pfarrer – oder ehemaliger Pfarrer – auch eine Silberhochzeit eines Paares entgehen lassen, das er selbst getraut hatte. Johannes war Günters Bruder und eigentlich ein furchtbarer netter und warmherziger Mensch. Wenn er nur nicht immer alles auf Gottes Wege zurückführen würde. Jedenfalls hatte er sich damals sehr für uns gefreut – und auch uns getraut –, war aber unendlich traurig gewesen, als René und ich uns scheiden ließen. Ich hatte beinahe das Gefühl, als nähme er das persönlich. Damals hatte er mich (und, wie ich später erfuhr, auch René) fast täglich angerufen, um uns zu einer Versöhnung zu überreden. »Denkt an das arme Kind!«, war sein häufigster Satz, noch vor: »Ihr habt vor Gott ein Versprechen abgegeben.« Auch wenn ich sein Engagement durchaus zu schätzen wusste und die Absicht dahinter redlich war, ging ich doch irgendwann nicht mehr ans Telefon. Ich hatte es schwer genug, und mir fehlte die Kraft, auch noch darüber zu sprechen.

»... und wie ich hoffe, du und Dominik ...«

»Was?«, fragte ich etwas abwesend.

»Ihr werdet doch kommen?«

»Natürlich.«

»Ich freue mich darauf.«

»Das war's? Sonst kommt niemand mehr?«, hakte ich nach.

»Nun ja, also ... René wird auch da sein.«

Scheiße.

»Tatsächlich?«

»Er ist schließlich Günters einziges Kind.«

»Ja, klar.« Ich wusste, dass Günter und René sich nahestanden, obwohl er nicht sein leiblicher Sohn war, aber irgendwie hatte ich doch gehofft, René wäre aus irgendeinem Grund verhindert. Meine Mutter und Günter hatten nach der Pensionierung ein Haus in der Pampa gekauft. Es lag zwanzig Minuten hinter Bayreuth, weshalb sich meine Besuche auf zwei- bis dreimal jährlich beschränkten. Meistens übernachtete ich dann dort, weil es zu anstrengend war, von München aus am selben Tag hin und wieder zurückzufahren.

»Du und René, ihr werdet euch doch gut benehmen, oder?«, fragte meine Mutter.

»Bitte was?«

»Du weißt schon. Ich will, dass alles perfekt wird.«

Ich hasste es, wenn das jemand sagte. Es hatte etwas Egoistisches und setzte den anderen unter Druck.

»Von mir hast du nichts Schlechtes zu erwarten. Glaubst du, ich fange mit ihm zu streiten an, oder wie? Schließlich haben wir in den letzten einundzwanzig Jahren den Kontakt auf einem Minimum gehalten und uns nur zweimal gesehen. Und selbst da habe ich es geschafft, ihm aus dem Weg zu gehen.«

»Ja, aber diesmal ist es anders. Bei der Kommunion und der Firmung waren es ja nur zweistündige Essen, und diesmal ist es ein Wochenende.«

»Na und?«, erwiderte ich leichthin.

Es entstand eine Pause, dann sagte sie: »René ist heute sehr viel reifer, weißt du.«

»Ach ja? Inwiefern?«

»Na ja ...« Sie schien nach den richtigen Worten zu

suchen. »Er ist nicht mehr so ein Hitzkopf, ist viel ruhiger geworden. Erzählt Dominik dir denn gar nichts?«

»Wir erwähnen René nur selten.«

»Er scheint bei euch so eine Art Tabuthema zu sein.«

»Natürlich nicht. Was denkst du denn! Aber ich frage nicht, und Dominik hat sein eigenes Leben. Das Thema Papa hat nicht mehr so einen Stellenwert wie in seiner Kindheit.«

»Hm«, machte sie nur. Meine Mutter wünschte sich, dass wir von Samstagmittag bis Sonntagnachmittag blieben.

Als ich das Gespräch beendete, fragte ich mich, wie ich dieses Wochenende ohne Beruhigungsmittel überstehen sollte.

Das Kochen erübrigte sich, weil Dominik den Sonntag bei einem Freund verbrachte und erst spät nach Hause kommen würde. Also setzte ich mich auf die Couch vor den Fernseher und zappte durch die Programme. Das hatte ich schon lange nicht mehr getan, aber ein bisschen Nichtstun war jetzt genau das Richtige, um das Telefongespräch mit meiner Mutter noch einmal im Kopf durchzugehen.

Es klingelte. Wahrscheinlich war das Steffi, meine Nachbarin und Freundin.

Als ich die Tür öffnete, stand da nicht Steffi, sondern ein attraktiver Mann, etwa Mitte vierzig. Er hatte dunkles, leicht welliges Haar und ein freundliches Gesicht. »Leila Sieling?«, fragte er und lächelte liebenswürdig.

Ich starrte ihn schweigend an, einfach, weil er so unglaublich attraktiv war.

»Hallo?«, sagte er und blickte in mein Gesicht, offenbar

in der Absicht, zu mir durchzudringen. Wie es aussah, hatte ich vergessen zu reagieren.

»Was?«

»Sind Sie Leila Sieling?«

»Fast«, antwortete ich, »es spricht sich L-e-j-l-a.«

»Oh, Entschuldigung. Also, Layla Sieling?«

»Ja.«

»Ich war vorhin im Café Festival, wissen Sie. Auf der Bank lag eine Geldbörse mit einem Ausweis darin. Die muss wohl Ihnen gehören.« Er streckte mir die Hand hin, und ich blickte auf mein Portemonnaie.

»Ja, das ist meine«, sagte ich überrascht. »Sie muss mir wohl nach dem Bezahlen aus der Jackentasche gerutscht sein.« Ich griff danach. »Wirklich sehr nett von Ihnen.«

Er zuckte die Schultern. »Kein Problem, es ist ja nur um die Ecke und hat keine Umstände gemacht.«

Ich überlegte, dass es normalerweise üblich war, einen Finderlohn zu zücken, aber dieser Mann machte nicht den Eindruck, als würden ihm zehn oder zwanzig Euro viel bedeuten. Dafür war er zu gut gekleidet. »Tja, ich weiß, dass es sich gehört, den Finder zu belohnen, aber ich will nicht, dass Sie sich dadurch beleidigt fühlen.«

Er winkte ab. »Nein, ich bitte Sie! Das kommt überhaupt nicht infrage. Ich habe dafür doch nicht mehr als zehn Minuten geopfert. Wobei *geopfert* in diesem Fall ein zu großes Wort ist.«

»Warten Sie«, rief ich und lief ins Wohnzimmer. Ich machte meine Unbrauchbare-Geschenke-Schublade auf. Darin waren Dinge, die ich eigentlich nicht wollte, die aber zu schade zum Wegwerfen waren. So einen Krempel

hatte der nette Finder zwar nicht verdient, aber ihn mit leeren Händen wieder gehen zu lassen, war unhöflich. Ich kramte hektisch darin herum. Lady Shaver, Duftlampe, Cellulite-Massagebürste ... eine Schachtel Pralinen! Ich mochte keine Pralinen, weshalb die schon eine Weile herumlagen. Cem hatte sie mir zum Valentinstag geschenkt. Ein Blick auf das Verfallsdatum verriet mir, dass sie noch einen Monat haltbar waren. Blöderweise stand auf dem Deckel *I love you*. Das war irgendwie ungünstig, aber besser als nichts. Ich lief wieder in den Flur und überreichte dem Fremden die Packung. »Die Aufschrift ist etwas unpassend, aber ...«

Er warf einen Blick darauf, hob für eine Sekunde die Augenbrauen und meinte amüsiert: »Ich sollte Taschendieb werden und den Frauen danach die Geldbörsen zurückbringen, wenn man dann so schnell ins Herz geschlossen wird.«

Ich nickte betreten. »Ich habe aber nichts anderes da.«

»Sie müssen mir nichts schenken.« Er sah mich an. Grüne Augen zu dunkelbraunem Haar war keine schlechte Kombination, fiel mir auf. »Sie haben die Pralinen wahrscheinlich von Ihrem Mann bekommen, und ...«

»Ich habe keinen Mann und keinen Freund.« Wow! Das war ziemlich schnell aus mir herausgesprudelt und ein Tick zu viel an Eckdaten. Er musste mich für recht verzweifelt halten. Wahrscheinlich dachte er: Diese Frau hat einen Stapel I-love-you-Pralinen im Wohnzimmer stehen und verteilt sie bei jeder sich bietenden Gelegenheit.

»Okay, wenn das so ist«, meinte er und sah mich lächelnd an, »dann muss ich ja kein schlechtes Gewissen haben.«

Auf seine Worte konnte ich mich nicht so richtig konzentrieren, denn ich war gerade dabei, mir die Schamesröte aus dem Gesicht zu treiben, indem ich einen ernsten und sachlichen Ausdruck aufsetzte. »Vielen Dank nochmal«, sagte ich.

»Gerne.« Er trat einen Schritt zurück und wünschte mir noch einen schönen Sonntag.

»Ebenfalls. Wiedersehen.« Als ich die Tür hinter mir geschlossen hatte, lehnte ich mich dagegen und stieß den Atem aus. Warum war mir dieser tolle Mann nicht unter anderen Umständen begegnet? Irgendwo, wo sich etwas daraus machen ließ? Aber ich war ja selbst schuld. Warum habe ich ihn nicht einfach hereingebeten und gefragt: »Möchten Sie vielleicht etwas trinken?« Aber manchmal fielen einem die simpelsten Dinge einfach ein bisschen zu spät ein.

Würde es das Schicksal gut mit mir meinen, hätte es dafür gesorgt, dass wir stundenlang zusammen in einem Aufzug festsitzen.

Mit der Teetasse in der Hand blickte ich aus dem Fenster und dachte daran, wie schön es war, dass jetzt der Frühling kam und die Tage länger wurden. Die Dämmerung setzte gerade ein, und ich sah unten auf der Straße ein küssendes Pärchen. Die beiden waren bestimmt über fünfzig, sahen sich verliebt in die Augen und küssten sich. Wie und wann sie sich wohl kennengelernt hatten? Ob sie beide schon Ehen hinter sich hatten und erwachsene Kinder? Komisch eigentlich. Warum konnte man kein einziges Paar, das sich nach zwanzig Jahren Ehe so verhielt? Alle wollten die ewige Liebe, aber mit Bequemlichkeit. Steffi hatte mir einmal anvertraut, dass sie am Anfang einer neuen Liebe mit Negligé ins Bett geht und das Absterben einer Beziehung daran bemerkt, dass sie sich nach der Schlafanzug hose sehnt.

Eigentlich hatte ich vorgehabt, an diesem Abend noch an meiner Übersetzung eines amerikanischen Thrillers weiterzuarbeiten, aber ich hing eine ganze Weile mit Fabia am Telefon. Dann rief ich Moritz an und teilte ihm mit, dass ich an seinem Geburtstag nicht da sein würde. Das schien ihn nicht weiter zu stören, oder er verbarg es. Bei ihm wusste man das nie so genau. Mit Moritz war ich seit dreiundzwanzig Jahren befreundet. Wir hatten uns in einem Studentencafé in Schwabing kennengelernt, wo



wir manchmal nach der Uni hingegangen waren. Der erste Dialog zwischen uns hatte sich folgendermaßen abgespielt:

Ich: »Kann ich mich bei dir dazusetzen? Sonst ist nichts mehr frei.«

Moritz: »Tja, wenn nichts frei ist, ist nichts frei.«

Ich (*in Gedanken*: Ja oder Nein, du Vollpfosten!): »Also?«

Moritz: »Also was?«

Ich: »Kann ich mich jetzt hinsetzen oder nicht?«

Moritz: »Wenn du dein Sandwich nicht gerne im Stehen isst, dann musste dich wohl hinsetzen.«

Die nächste Viertelstunde blickte er weiter in sein Buch und ich auf meinen Teller. Irgendwann fragte ich: »Was liest du denn da, wenn ich fragen darf?«

Moritz (*ohne aufzublicken*): »Anna Karenina.«

Ich (*total überrascht*): »Echt?«

Moritz (*schaut endlich auf und sieht mich an*): »Wieso ist das so ein Schock für dich?«

Daraufhin hatten wir uns die nächsten anderthalb Stunden über Literatur unterhalten, und als wir uns das nächste Mal wieder dort begegneten, grüßte er mich und lächelte sogar. Das war der Beginn einer wunderbaren Freundschaft.

Moritz hatte VWL studiert und arbeitete bei der Industrie- und Handelskammer. Sein Vater war pensionierter Jurist, und daher war Moritz für ihn eine Art Enttäuschung. Sein Vater hätte sich gewünscht, dass er Anwalt oder Richter wurde. Als Moritz mir das erzählt hatte, überkam mich das Bedürfnis, seine Hand zu drücken, um ihn zu trösten. Er hatte sie weggezogen und angefangen, von etwas anderem zu sprechen.

Jedenfalls grübelte ich länger darüber nach, ob Moritz nicht insgeheim doch gekränkt war, dass ich an seinem Geburtstag nicht da sein würde. Deshalb schob ich die Arbeit vor mir her, was nicht wirklich problematisch war, denn der Abgabetermin für die Übersetzung war Mitte Juni, und ich hatte nur noch zweihundert Seiten. Das bedeutete, ich stand nicht unter Zeitdruck, auch wenn ich parallel dazu an meinem Kinderbuch schrieb. Meistens arbeitete ich gleichzeitig an einer Übersetzung aus dem Englischen und verfasste eines meiner Kinderbücher. Ich war froh, beides machen zu können.

Als René und ich noch verheiratet waren und Dominik ein Baby, hatte ich Germanistik und Anglistik studiert, während René nach seiner Ausbildung zum Bankkaufmann ein regelmäßiges und nicht schlechtes Gehalt bezog.

Noch während meines Studiums hatte ich mein erstes Kinderbuch geschrieben, und es hatte auf Anhieb mit der Veröffentlichung geklappt. So blieb ich dabei, und das mit den Übersetzungen ergab sich später durch ein Gespräch mit einer Verlagsmitarbeiterin.

René hatte sich nach ein paar Jahren Berufserfahrung bei der Bank entschlossen, sich fortzubilden, und ist heute Bankfachwirt. Das wusste ich natürlich von Dominik. Aus den raren Erzählungen von Dominik und meiner Mutter konnte ich schließen, dass René viel mehr verdiente als ich: Er hatte sich vor ein paar Jahren eine Dreizimmerwohnung in der Au gekauft und verreiste des Öfteren. Meistens mit seinem langjährigen Freund Mark. Ich konnte mich aber auch daran erinnern, dass meine Mutter und Günter einmal erzählten, er sei mit Rosi auf

den Malediven gewesen. Das muss vor fünf oder sechs Jahren gewesen sein. Mit dieser Rosi war er etwa ein Jahr zusammen, die einzige feste Beziehung, von der ich wusste. Bestimmt hatte er weitere Frauengeschichten gehabt, aber Dominik und meine Mutter hatten nie eine andere Frau erwähnt.

Was mich betraf ... Na ja ... Ich konnte auch nicht wirklich mit gut gelaufenen Beziehungen glänzen. Nach René waren es viereinhalb gewesen:

*Nummer eins war Frank, zwei Jahre nach der Scheidung.*

Er war ein erfolgreicher und smarter Börsenmakler. Sein Charme hatte mich umgehauen. Groß, schlank, klarer und selbstbewusster Blick. Und dann ging es irgendwann los mit diesen beknackten Fragen. Es gibt diese Redensart, dass es einem die Luft abschnürt, und genauso war es. Mit ihm habe ich es fünf Monate ausgehalten und keinen Tag länger. Es genügt wohl, wenn ich nur zwei seiner Fragen erwähne: »Liebst du mich wirklich? Wie sehr liebst du mich?«

*Nummer zwei war Bernhard, sechs Jahre nach der Scheidung.*

Zuerst war ich froh, dass Bernhard so ein schweigsamer Typ war. Zumindest stellte er keine Liebst-du-mich-Fragen. Aber irgendwann nervt es einen dann doch, wenn ein Mann immer nur mit »Hmhm« und »Äh« antwortet. Ich versuchte mit ihm darüber zu sprechen, aber am Ende dieses »Gesprächs« kam ich zu der Erkenntnis, dass nur ich gesprochen hatte. Auf meine Frage, was er zu meinen Feststellungen sage, schien er nachzudenken und machte

schließlich: »Hmmm ...« Da (ich gebe es zu) flippte ich aus und bat ihn, mich nicht mehr anzurufen. Wozu auch, er hatte außer »Hallo, ich bin's!« üblicherweise sowieso nichts mehr gesagt. Dauer: viereinhalb Monate. Ich bewundere mich heute noch dafür!

*Nummer drei war McDee, vor sechs Jahren.*

Fabia hatte bemerkt, sein Spitzname höre sich an, als wäre er ein Mitglied der Hells Angels. Sein richtiger Name war Diego McNamara. Seine Mutter war Spanierin und sein Vater Ire.

Wir hatten uns auf einer Lesung im Literaturhaus kennengelernt. Es war so eine Art irischer Abend oder irische Woche gewesen, ich weiß es nicht mehr. Mit ihm war ich acht Monate zusammen. McDee wollte unbedingt ein Kind – was für mich definitiv nicht mehr infrage kam. Moritz meinte, solche Sachen sollte man unbedingt so bald wie möglich abklären, damit es keine bösen Überraschungen gab. Wie denn? Sollte man beim ersten Date sagen: »Also, lass uns gleich mal was klären hier. Möchtest du Kinder?«

Wie ich kürzlich von seinem Freund hörte, der mir in der U-Bahn über den Weg lief, hat McDee jetzt zwei Kinder. Ich freute mich für ihn. Er war ein sehr netter Mensch und ist, ich bin sicher, ein toller Vater.

Nachdem mit ihm Schluss war, vermisste ich ihn noch eine ziemlich lange Zeit. Weil er ein halber Spanier war und fließend Spanisch sprach, hörte ich damals ständig *Porque te vas* von Jeanette. Das Lied war uralte, aber wunderschön. Dominik war irgendwann so genervt davon, dass er

sagte: »Hey, von der Schnulze werde ich allmählich selbstmordgefährdet.« An diesem Tag begrub ich Jeanette, *Porque te vas* und McDee.

*Nummer vier war Alex, vor vier Jahren.*

Wie ich erst nach sieben Monaten erfuhr, war der liebe Alexander verheiratet. Als ich ihn aufgelöst und erschüttert zur Rede stellte, sagte er ... na was wohl? »Meine Frau versteht mich nicht.« Eh klar!

*Nummer viereinhalb war Cem, vorletztes Jahr.*

Er war zur Hälfte Türke und zur Hälfte Deutscher, sah unverschämt gut aus, und sein trockener Humor war so ähnlich wie der von Moritz. Wir lachten viel, aber es gab etwas, was mich bei ihm ungemein störte: Er behandelte mich manchmal wie einen alten Saufkumpel. Zum Beispiel schlug er mir zur Anerkennung mit der Hand auf die Schulter und rief: »Suppa host des g'macht!« Ein Kompliment hörte sich bei ihm so an: »Du bist ned so anstrengend wie die meisten Weiber. Des mog i.« Na ja ... Ich hatte mich durch sein Aussehen ein wenig blenden lassen. Er war nicht dumm, nur etwas roh. Bezeichnen wir ihn einfach als ungeschliffenen Diamanten. Jedenfalls war ich mit ihm anderthalb bis zwei Monate zusammen, weshalb man nicht so richtig von einer Beziehung sprechen konnte. Deshalb nenne ich das eine halbe Beziehung.

Zu keinem dieser Männer hatte Dominik eine Bindung aufgebaut, dafür war ich mit keinem von ihnen lange genug zusammen gewesen. Außerdem erschienen sie nicht

allzu oft bei mir zu Hause, und wenn, dann war Dominik entweder nicht daheim, oder aus seinem Zimmer drang die laute Musik von Gotthard und Skid Row, während er am Computer saß oder *Der Herr der Ringe* las. Dominik hatte sich nur über McDee positiv geäußert, was mich sogar heute noch ein bisschen traurig machte. McDee wäre der Richtige für mich gewesen, wenn er nur keine Kinder gewollt hätte. Nein, nicht *ein* Kind – Kinder!

Moritz hatte früher viel Zeit mit Dominik verbracht, und besonders als Teenager hatte Moritz' Musikgeschmack und Klamottenauswahl (dunkelblaue Jeans und Stiefel) meinen Sohn ziemlich geprägt. René dagegen kleidete sich gerne modern mit lässigem Touch, und sein Musikgeschmack reichte, zumindest damals, von Madonna bis Scorpions. Daraus schloss ich, dass Moritz für Dominik eine Art Vorbild war. Vielleicht wollte er bewusst nicht seinem Vater nacheifern, denn seien wir ehrlich: Welcher Teenager findet seine Eltern cool? Und Moritz war immer schon lässig und ein bisschen ein Bad Boy, zumindest äußerlich. Die Tattoos und seine sonstige Erscheinung ließen ihn auf den ersten Blick härter wirken, als er eigentlich war. In Wirklichkeit war Moritz ziemlich verletzlich, aber mittlerweile war er erwachsen geworden und souverän genug, um sich nicht mehr von so vielem treffen zu lassen. Er konnte besser zuhören als die meisten Männer, und manchmal überraschte er mich damit, dass er nach Jahren etwas, was ich irgendwann gesagt hatte, wortwörtlich wiederholte.

Dominik und Moritz telefonierten auch heute noch manchmal miteinander, und wenn Moritz bei mir war, dann schaute er immer auch zu Dominik ins Zimmer.

Inzwischen hatte ich durch diese Liebesgrübeleien jedes Zeitgefühl verloren, und es war zu spät, mich noch an die Arbeit zu machen. Ich duschte heiß und ging ins Bett.

Die nächsten Tage dachte ich viel über meine misslungenen Beziehungen nach und fragte mich, wie mich meine Exfreunde wohl in Erinnerung hatten. Was empfanden sie, wenn ich ihnen einfiel? Wie würden sie mich in einem Satz beschreiben?

Ein anderes Problem beendete diese Grübeleien erst einmal abrupt: Mein Auto gab den Geist auf. Es war nicht so, dass ich vor Überraschung aus allen Wolken fiel, aber der Zeitpunkt war ziemlich ungünstig. Aber wahrscheinlich gibt es ohnehin keinen günstigen Zeitpunkt für ein kaputtes Auto.

Der freundliche Mechaniker meinte, bei der alten Schrottkarre könne man nichts mehr machen. Nach siebzehn Jahren war mein alter Opel nicht mehr zu retten.

»Und was tun wir jetzt?«, fragte ich überflüssigerweise. Er meinte, das Beste sei wohl, ein neues Auto zu kaufen. Ach ja. Darauf wäre ich vielleicht auch selbst gekommen. Aber ich konnte ihm schwerlich böse sein, denn auf blöde Fragen gab es nun mal blöde Antworten.

Ich hatte etwas über siebentausend Euro auf der Bank. Die Überweisung für die Übersetzung würde noch eine Weile dauern, ebenso wie die Honorarzahungen für meine Kinderbücher, die erst Anfang September zu erwarten waren. Von der Hand in den Mund konnte ich aber kaum leben. Der Fall war klar: Bis zum Herbst musste ich autolos durchs Leben kommen.



Nelly Arnold

**Erst die Ehe, dann das Vergnügen**

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35868-3

Diana

Erscheinungstermin: August 2015

Können Männer sich wirklich ändern? Diese Frage beschäftigt Layla, als sie auf einer Familienfeier ihrem Exmann wiederbegegnet. Nach all den Jahren findet sie René gar nicht mehr so übel, und er sieht auch noch besser aus als früher. Laylas Vorsatz, ihn zu hassen, wankt, und sie ist kurz davor, die Warnung ihres besten Freundes Moritz zu vergessen. Doch da erfährt sie ein Geheimnis, das sie völlig aus der Bahn wirft – und ihr Herz höherschlagen lässt ...

 [Der Titel im Katalog](#)